



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleiner Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kleinere Mitteilungen.

Ein Hindernis deutscher Einigkeit. Der kleine Aufsatz in Nummer 24 der Grenzboten (S. 546) mit der Ueberschrift „Ein hübsches Zeichen deutscher Einigkeit“ ist ein Wort zu seiner Zeit, und die Klage über unsre orthographischen Zustände vollkommen berechtigt. Wenn aber der Verfasser desselben, wie es scheint, Baiern und Württemberg für die Fortdauer dieser Zustände verantwortlich machen will, insofern beide süddeutsche Staaten auf das Gesuch des Börsenvereins der deutschen Buchhändler um einfachen Anschluß an die preußische Rechtschreibung nicht eingegangen seien, und wie zu ihrer Beschämung die Bereitwilligkeit Sachsens hervorhebt (das sich von Anfang an ganz im preußischen Lager befunden, also ein Opfer nicht zu bringen hat), so verkennt er doch einigermaßen die Sachlage. Baiern ist bekanntlich mit der Regelung der deutschen Rechtschreibung vorangegangen, und Preußen war es, das ihm gegenüber in einzelnen Punkten bedauerlicherweise eine abweichende Stellung eingenommen hat, in welcher Beziehung hier nur an die geschichtlich unberechtigte und der ganz überwiegenden Aussprache widersprechende Schreibung giebt, giebt erinnert sei; Württemberg, das zuletzt auf dem Plane erschien, ist in der Nachgiebigkeit gegen Preußen bis an die äußerste Grenze gegangen, hat aber doch nicht umhin gekonnt, theils in einzelnen Punkten, namentlich wo es sich um eine Verschiedenheit der nord- und süddeutschen Aussprache handelt, sich an Baiern anzuschließen, theils selbständig seinen Weg zu gehen, wo Preußen entschieden nicht das Richtige getroffen zu haben schien. Unter diesen Umständen war es eine ziemlich starke Zumutung an die süddeutschen Staaten, ohne weiteres ihr Gutes gegen das nach ihrer Ueberzeugung minder Gute einzutauschen, und selbst wenn sie der Einheit dieses Opfer gebracht hätten, wäre damit noch keine Bürgschaft für die Erreichung des zu erstrebenden höchsten Zieles, der so wünschenswerten Einigung aller Deutschen, geboten gewesen, denn es läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Oesterreich und die Schweiz, wenn sie bei Regelung der orthographischen Frage beiseite gelassen würden, gegen einzelne anstößige preußische Bestimmungen sich niemals zustimmend verhalten würden. Eben weil es sich in dieser Sache neben wissenschaftlich zu entscheidenden Fragen auch um einen Ausgleich zwischen Nord und Süd in Beziehung auf die Aussprache handelt, hatten Baiern und Württemberg umso mehr Grund, ohne diese süddeutschen Stammesbrüder einen entscheidenden Schritt nicht zu thun. Baiern war daher vollkommen in seinem Rechte, wenn es erklärte, daß zur Erzielung der Einheit eine einfache Annahme des preußischen Regelbuches nicht der richtige, dem Gang der Sache und dem Verhältnis der verbündeten Staaten entsprechende Weg sei. Um aus der orthographischen Misere herauszukommen, giebt es keinen andern Weg als den der Vereinbarung; nur wo jeder Teil gehört wird und seine Meinung geltend machen kann, läßt sich mit Fug erwarten, daß der Einzelne sich dem schließlichen Gesamtwillen unterwirft und seine Eigentümlichkeiten, selbst wenn sie nicht ohne Berechtigung sind, einer durchschlagenden, von nun an alle Glieder des deutschen Volkes umfassenden Einheit zum Opfer bringt. Baiern hat sich zu solchen Verhandlungen bereit erklärt, an Württembergs Beteiligung ist nicht zu zweifeln, die Sache scheint für eine Entscheidung reif. So wie die Dinge jetzt liegen, sind die

Verschiedenheiten in der Schreibung gerade groß genug, um ihr Fortbestehen unleidlich erscheinen zu lassen, anderseits doch auch wieder so wenig tiefgreifend, daß es wunderbar zugehen mußte, wenn nicht sachverständige, besonnene Männer bei gutem Willen in kurzer Zeit und ohne viele Schwierigkeiten zu einer allseitig befriedigenden Lösung gelangten.

Ein Versuch in dieser Richtung ist bereits gemacht worden. Der schweizerische Bundesrat hat es auf Ersuchen einer Versammlung von Schulbehörden und Schulmännern übernommen, eine Versammlung von Abgeordneten der Staaten deutscher Zunge zur Erzielung einer einheitlichen Orthographie in Anregung zu bringen. Nach amtlichen Nachrichten in öffentlichen Blättern ist der Versuch als gescheitert zu betrachten. Worin er bestand, ist nicht gesagt worden, aber der Natur der Sache nach läßt sich nichts andres annehmen, als daß die deutsche Vormacht um ihre Vermittlung angegangen wurde, aber einen ablehnenden Bescheid erteilte. In Berlin wird also das Hindernis der Einigung zu suchen sein, nicht in den andern deutschen Staaten. Daß es früher oder später überwunden wird, dafür wird hoffentlich die immer stärker werdende Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Abhilfe sorgen.

Der Reichstagsabgeordnete Herr „Guerber.“ Als vor etlichen Wochen die Verhaftung des französischen Polizeikommissärs Schnäbele Europa in Aufregung versetzte und in französischen Zeitungen oft von der Affaire Schnäbélé zu lesen war, verfehlten die Redakteure und Korrespondenten großer und kleiner deutscher Zeitungen nicht, ihren Witz an dem „Herrn Schnäbele oder Monsieur Schnébélé“ zu üben. Ob die französische Schreibart von dem Polizeikommissar selbst herstammt, wissen wir nicht; die Witze darüber waren, auch wenn dies der Fall war, jedenfalls ziemlich überflüssig: Schnäbele hatte für Frankreich „optirt,“ er war Franzose geworden, und wie er als solcher seinen Namen schreiben wollte, ging uns Deutsche nichts an; wenn er glaubte, durch die französische Schreibart die Franzosen über seine deutsche Abstammung zu täuschen, so konnten wir es den Franzosen überlassen, sich über die tête quarrée ihres Landsmannes lustig zu machen; ihren Witz hätten die deutschen Journalisten für andre Fälle sparen können, wo er eher am Platze war.

In den letzten Wochen sind im Reichstage mehrere Gesetze über elsäß-lothringische Angelegenheiten beraten worden; als Redner gegen diese Gesetze war häufig zu lesen: „Guerber (Elsässer).“ Wie heißt dieser Mann? War sein Vater oder Großvater vielleicht ein Perser oder Türke Namens Gu-Erbr? oder gehört er einer deutschen Familie Gürber an, die — wie es ja in Deutschland oft vorkommt — ihren Namen etwas absonderlich schreibt: Guerber statt Gürber, wie Mueller statt Müller, Goethe statt Göthe, Goedeke statt Gödeke? Keineswegs; der Herr heißt Gerber, Gerber haben sich seine Vorfahren geschrieben und hat er sich vermutlich selbst bis zum Jahre 1870 geschrieben, sein Name ist so deutsch und so verständlich wie etwa der des (vormaligen) sozialistischen Reichstagsabgeordneten Pfannkuch. Wozu aber dann das u in dem Namen des deutschen Reichsboten? Es fällt im ganzen deutschen Reiche gewiß keinem Menschen ein, den Namen für einen fremden, französischen zu halten, den Herrn als „Herrn Scherbel“ oder „Scherbär“ anzureden; der Grund für das u ist einfach: der edle Herr will damit gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen protestiren; „ich bin und bleibe mit Leib und Seele Franzose, ich hasse euch so, daß ich nicht einmal meinen Namen in eurer Sprache schreibe, ob sie gleich meine Muttersprache ist,“ das alles liegt in dem

Grenzboten II. 1887.

einen kleinen Buchstaben; mon cœur est français, erklärt mit diesem u Herr Gerber, wie vor Jahren Herr von Beust, über dessen feurigen deutschen Patriotismus wir kürzlich aus einer österreichischen Feder in der Münchner Allgemeinen Zeitung eine erbauliche Belehrung erhielten. Herr von Beust habe da nur einen harmlosen Witz gemacht, meinte sein Lobredner; macht Herr Gerber mit seinem französischen u vielleicht auch nur einen harmlosen Witz? Man sollte es fast glauben; die Protokolle des Reichstags führen als Redner den Herrn Guerber auf, die deutschen Zeitungen berichten von den Reden des Herrn Guerber, die deutschen Behörden richten ihre Zuschriften an den Herrn Guerber; nirgends der leiseste Protest gegen das französische u!

Der gutmütige deutsche Michel war es gar zu lange gewohnt, jeden Fremden sich auf der Nase herumtanzten zu lassen, als daß wir uns wundern könnten, wenn er jetzt nicht sofort jeden ihm gebotenen Hohn mit dem gehörigen Nachdruck zurückweist. „So gönnt ihm doch das kindliche Troß des Herrn Gerber?“ fragen die andern. Nein! wir gönnen ihm das kindliche Vergnügen nicht, denn wir erachten es des deutschen Volkes unwürdig, wenn es sich von einem Französling Troß bieten, sich in seiner Sprache verhöhnen läßt. Der Vater, der den Troß seines unartigen Bubens nicht zu brechen vermag, macht sich zum Gespött der Leute, und für den Schaden hat er gewiß später auch nicht zu sorgen! Und der deutsche Reichstag, das deutsche Volk setzt sich dem gerechten Spotte aus, wenn es sich den im kleinen oder im großen ihm gebotenen Hohn der elsässischen Protestler ruhig gefallen läßt, und auch der Schade wird nicht ausbleiben: die Elsässer Bauern werden im Pfarrer Guerber einen ganz andern Mann erblicken als im Pfarrer Gerber: das stumme u predigt ihnen täglich laut: „Nur Geduld! bald werden wir wieder französisch sein, dann wird aus dem Pfarrer Guerber wieder euer alter Pfarrer Gerber.“

Allein was thun? Kann man den Herrn Gerber zwingen, seinen Namen so oder so zu schreiben? Ein unmittelbarer Zwang ist freilich unmöglich, der Herr ist über das Alter hinaus, wo der Schulmeister mit schlagenden Gründen den Respekt vor der deutschen Rechtschreibung erzwingt; allein eines unmittelbaren Zwanges bedarf es auch gar nicht. „Man kann es einem Narren nicht verwehren, wenn er zu seinem Heu »Stroh« sagen will,“ lautet eine schwäbische Redensart; das Heu bleibt Heu, auch wenn der verrückte Bauer es Stroh nennt; so mag auch nach wie vor der Herr Gerber seinen guten deutschen Namen durch das französische u entstellen: so lange er — gern oder ungern — deutscher Reichsbürger ist, so lange bleibt er der Herr Gerber; und damit ist schon gesagt, wie man seinen Troß zu brechen hat: der deutsche Reichstag, der deutsche Beamte, der deutsche Zeitungsredakteur und Berichterstatter hat einfach das französische u als nicht vorhanden anzusehen und den Herrn in jedem Protokoll, in jeder Ladung, in jedem Bericht mit seinem deutschen Namen Gerber zu nennen; wir wollen doch sehen, wie lange er dann fortfahren wird, sich als Herrn „Guerber“ zu unterzeichnen.

Seine französisch-patriotische Entrüstung samt derjenigen der ganzen Patriotenliga wird allerdings groß sein; er wird die Briefe, die unter seinem echten Namen an ihn kommen oder auf deren Adresse der Postbeamte das u durchgestrichen hat, zurückweisen, er wird den amtlichen Ladungen und Anordnungen, die an ihn unter seinem echten Namen ergehen, keine Folge leisten wollen. Allein Briefe, die vielleicht wichtige Nachrichten enthalten, zurückzuweisen ist bedenklich, und noch bedenklicher ist der Ungehorsam gegen amtliche Befehle, wenn, wie es den Anschein hat, im Reichslande mit der deutschen Autorität künftig mehr als bisher Ernst gemacht

wird. Der Herr „Guerber“ möge es einmal darauf ankommen lassen, eine Ladung oder Aufforderung, die von der Behörde an ihn unter der Adresse des Herrn Gerber ergeht, unbeachtet zu lassen; der deutsche Beamte, der die Ehre des von ihm vertretenen deutschen Reiches zu wahren hat und zu wahren weiß, wird sich Gehorsam erzwingen, und wenn der Herr Pfarrer mit derselben Stirn, mit der in den allerletzten Tagen die elsässischen Mitglieder der Patriotenliga vor dem Reichsgericht erklärt haben, die Ziele dieses Bundes nicht zu kennen, dem Richter oder andern Beamten erklären sollte: er habe nicht gewußt, daß die Ladung des Herrn Gerber ihn angehe, so wird der Beamte diese Erklärung als das bezeichnen, als was das Reichsgericht jene Erklärung der Herren Blech und Genossen bezeichnet hat: als eine bewußte Unwahrheit, und wird auf seiner Strafverfügung beharren, und jede vorgelegte deutsche Behörde wird sie bestätigen. Hat aber Herr Gerber erst ein paar mal recht eindringlich die Wahrheit des Kapuzinerspruches an sich erfahren:

Hinter dem U kommt gleich das W,
Das ist die Ordnung im WC!

dann wird er wohl bald dem an den Herrn Gerber ohne u ergehenden Ruf Folge zu leisten sich gewöhnen, ja er wird wohl bald auf das Privilegium, das wir ihm vor allen andern hohen und geringen „Gerbern“ Deutschlands gewahrt wissen wollen, auf das Vorrecht, seinen eignen Namen stets falsch zu schreiben, freiwillig verzichten; denn wir denken, wenn er seinen ehrlichen Namen immer und überall in ehrlichem Deutsch geschrieben sieht, dann wird ihn ein Gefühl überkommen, das er sich hoffentlich aus seiner französischen Zeit nach Deutschland herüber gerettet hat: die Furcht, durch Gebrauch des Privilegiums sich lächerlich zu machen.

Der Mann im Monde. In Berlin und einigen andern Städten ist in letzter Zeit allabendlich ein großes Volksstück in fünf Bildern von Jakobson mit außergewöhnlichem Erfolge auf den weltbedeutenden Brettern zur Aufführung gelangt, welches „Der Mann im Monde“ heißt. Hat auch dieses Theaterstück mit der gleichbenannten Erzählung von Wilhelm Hauff nichts als den Titel gemein, so dürfte es doch vielleicht gerade jetzt, wo dieser Titel wieder häufiger genannt wird, nicht unwillkommen sein, einiges über die Entstehung des Hauffschen Werkes zu erfahren.

„Der Mann im Monde“ von Hauff ist bekanntlich eine Parodie auf die frivolen Erzählungen von Heinrich Clauren (Hofrat Karl Heun in Berlin), einem ebenso fruchtbaren wie sittenverderbenden Schriftsteller, und wird in unsern Literaturgeschichten auch nur als solche erwähnt. Ziemlich unbekannt aber dürfte es sein, daß Hauff durchaus nicht eine Spottschrift auf Clauren hatte schreiben wollen, sondern vielmehr ursprünglich wirklich eine leichtfertige Erzählung verfaßt hatte. Er brachte eines Tages das Manuskript dem berühmten Kritiker Wolfgang Menzel in Stuttgart, um es ihm vorzulegen. Es war ein Nachwerk ganz à la Clauren, und zwar in vollem Ernste so gemeint. „Schämen Sie sich denn nicht?“ sagte Menzel, nachdem er Einsicht genommen hatte. „Wollen Sie denn auch den Berliner Hofrat nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen?“ Nach einer Weile milderte er aber den Ton und fuhr fort: „Nehmen Sie den Spieß um, tragen Sie das Claurensche Kolorit noch viel stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen, und jeder wird sagen, Sie hätten eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben.“ Und richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete seinen Ruf mit dem „Mann im Monde“, dem er später eine geistreiche „Kontroverspredigt“ anfügte.

Menzel erzählte diesen Vorfall einst Karl Gutzkow, als dieser ihm das Manuscript seiner „Briefe eines Narren an eine Nörvin“ vorlegte, wobei ihm Menzel einen ähnlichen Rat erteilte wie früher Hauff, und von Gutzkow ist die Geschichte uns wieder mitgeteilt worden.

J. Br.

Literatur.

Geographisch-statistisches Weltlexikon. Von Emil Meßger. Stuttgart, Felix Kraus, 1887.

Wir machen hiermit unsere Leser auf ein in Lieferungen erscheinendes geographisches Lexikon aufmerksam, das in möglichst knapper Form die Beschreibung jedes überhaupt nennenswerten Ortes der Erde enthalten soll. Das Werk verfolgt einen rein praktischen Zweck und kann daher allen Büreauvorstehern, Geschäftsleuten u. s. w. als Nachschlagebuch bestens empfohlen werden. Wir haben viele Artikel in der vorliegenden ersten Lieferung geprüft und alle Angaben als zuverlässig befunden und können daher nur wünschen, daß der Verfasser wie der Verleger für die großen Mühen und Opfer, die sie sich mit der Herausgabe dieses Werkes auferlegt haben, durch starken Absatz reich belohnt werden.

Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigener Anschauung von R. von Erdert. Leipzig, B. Froberg, 1887.

Ein deutscher General in russischen Diensten, der zwei Jahre zu wissenschaftlichen Zwecken den Kaukasus bereist hat, giebt hier die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Untersuchungen, die vornehmlich in das Gebiet der Anthropologie und Ethnographie fallen. Seine Schilderungen beanspruchen und verdienen insofern besonders Interesse, als er in seiner Stellung vieles genauer gesehen und erfahren hat als andre Reisende, und als seine Wege ihn auch in Gegenden und zu Stämmen des Gebirges geführt haben, die von den gewöhnlichen Reisestrafen nicht berührt werden. Unsere Kenntnis des Gegenstandes wird durch seine Schrift nicht nur vielfach ergänzt, sondern auch in wesentlichen Stücken berichtigt, und das Buch gewinnt weitem Wert dadurch, daß es uns die Zustände der Kaukasusvölker vorführt, wie sie sich jetzt, nach Beendigung der Kämpfe Rußlands mit Schamyl und den Tscherkessen und infolge eines langjährigen Friedens, darstellen. Daß auch die Wissenschaft manches von dem durch ihn Gesammelten und Verglichenen (wir denken dabei an seine Schädelmessungen, seine Wörterverzeichnisse und seine Deklinations- und Konjugationsproben) wird brauchen können, wenn auch nur als Material, ist uns nicht zweifelhaft. Dem größern Publikum werden die Lichtdrucke und andern Illustrationen, welche dem Buche beigegeben sind und welche Typen kaukasischer Stämme sowie einige Ortschaften, z. B. Gumis, die letzte Zufluchtsstätte Schamyls, darstellen, willkommen sein, wie es uns die ethnographische Karte des Verfassers gewesen ist.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 46. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schnelle Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Juni 1887.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.